

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 6

49. Jahrgang

Juni 1995

*Altsein ist eine herrliche Sache, wenn man
nicht verlernt hat, was Anfangen heißt.*

Martin Buber

Alte – Last oder Potential?

Der eine hat den braungebrannten, aufreizend agilen und chronisch gutgelaunten Frühpensionär an der Hotelbar in Mallorca vor Augen, wenn die Rede auf „die“ Alten kommt. Ein anderer mag eher besorgt an die pflegebedürftige, bettlägrige 85jährige im städtischen Alters- und Pflegeheim denken. Dem Bild von den ehemaligen Lehrerinnen, die ebenso gebildet wie interessiert von einem Kurs des konfessionellen Bildungswerks zum anderen in der Volkshochschule ziehen, wird das des total vereinsamten Rentners gegenübergestellt; umsonst versucht dieser den „Zivi“ von „Essen auf Rädern“ in viel zu lange Gespräche zu verwickeln, da sonst bei ihm nur von morgens bis abends der Fernseher läuft.

Ärgern sich die einen über die Alten, die trotz stolzem Immobilienbesitz und demonstrativ aufwendigem Lebensstandard sämtliche Privilegien und Vergünstigungen für „Senioren“ in Anspruch nehmen, vom verbilligten Zoo- und Schwimmbadbesuch bis zur Fahrpreismäßigung der Bahn, erinnern andere an die Ergebnisse verschiedener Armutsstudien, die einen besonders hohen Anteil an „verdeckten“ Armen unter den Alten ausgemacht haben, solchen also, die ein Recht auf Hilfe zum Lebensunterhalt hätten, diese aber aus Scham nicht in Anspruch nehmen.

Ein allzu einseitiger Blick auf das Alter

Reichlich Klischees, in der Spannweite vom „Großen Bellheim“ bis zur latenten Caritas-Klientel, zumindest eine Vielzahl unterschiedlichster Assoziationen und Bilder kursieren, wo *die* Alten zum Thema werden – und dies geschieht derzeit recht häufig, immer häufiger. Sicherlich ist dieser Umstand zunächst einmal erfreulich, war vor fünfzehn oder

zwanzig Jahren das Alter doch eher ein ziemliches Tabu-, zumindest ein Randthema.

Wenig erfreulich ist jedoch, daß derzeit die Alten in erster Linie als Last, als Belastung in den Blick geraten, als Problem und auch als Zielscheibe sozialer Mißgunst oder von Neid: Im Kontext eines tendenziell vom Kollaps bedrohten Rentensystems, im Zusammenhang mit der Pflegeversicherung und der Kostenexplosion im Gesundheitswesen und dem in seiner bestehenden Form nicht mehr zu finanzierenden Wohlfahrtsstaat.

Unter wenig einfühlsamen Schlagworten wie dem von der „vergreisenden“, der „ergrauten“ Gesellschaft oder gar dem der „Altenexplosion“ werden die Konsequenzen der massiven demographischen Veränderungen in Deutschland abgehandelt. Welche Vorstellungen dabei mit der „vergreisenden Gesellschaft“ – bewußt oder unbewußt – transportiert werden, liegt auf der Hand: der stetige Verlust von Kreativität, Produktivität und Innovationskraft, Passivität statt Aktivität. Unter dem Stichwort „Generationenkonflikt“ entstehen regelrechte Horrorszenarien, wird ein Verteilungskampf zwischen Jungen und Alten beschworen.

Hat *Reimer Gronemeyer* in seinem Buch mit dem überaus anschaulichen Titel „Die Entfernung vom Wolfsrudel“ bereits ein realistisches Szenario vorgelegt? Gibt es tatsächlich jene ersten Anzeichen für eine – natürlich verschämte und sorgfältig kaschierte – Wiederbelebung der Praxis früherer Kulturen: das Zurücklassen der Alten, ihre Aussonderung, indirekte oder gar direkte Tötung im Überlebenskampf mit der Natur und prekären ökonomischen Situationen?

Oder ist es wirklich Zeit für eine Brandrede, wie sie *Heidi Schüller* (Die Alterslüge. Für einen neuen Generationenvertrag) vorgelegt hat? Beschwörend und gelegentlich verlet-

zend verbindet sie ihr durchaus berechtigtes Plädoyer für ein Umdenken in der Wirtschafts- und Sozialpolitik, die Warnung vor dem Sozialsystem in der „Generationenfalle“ und ihre Demaskierung eines Alterskultes, der in Wirklichkeit aus dem Nichtakzeptieren des Alters und der Alten (sowie des Sterbens) herrühre, mit der Polemik gegen den „realexistierenden Seniorismus“.

Die „politische Liebedienerei gegenüber der älteren Generation“, der Kniefall der politisch Verantwortlichen vor dem Wählerpotential der Alten, der die Zukunft der Jugend gefährde, läßt für Schüller nur die Alternative zu zwischen einer „zumindest numerischen Diktatur der Alten“ oder „einer Eskalation des Generationenkonfliktes mit aggressiver Entladung gegenüber der zahlenmäßigen Mehrheit, deren Interesse an Besitzstandswahrung die ökonomischen und ökologisch notwendigen Bescheidungen verhindert.“

Aus der Alterspyramide wird mehr und mehr ein Alterspilz

Sicherlich, zum Thema Alter in Deutschland gibt es harte Fakten, die beunruhigen und ernst genommen werden wollen, die auch nicht durch den Verweis auf die immer problematisch und abstrakt bleibenden demographischen Zukunftsprognosen aus der Welt geräumt werden können: Von 1950 bis 1990 ist die Lebenserwartung bei Frauen von durchschnittlich 68 auf 79 Jahre gestiegen, die der Männer von 65 auf 73 – eine Entwicklung überdies, die keineswegs abgeschlossen ist. Die „Altersphase“ dehnt sich damit auf mehrere Jahrzehnte aus.

Die Alterspyramide in Deutschland entwickelt sich – bei gleichzeitig immer stärkerem Geburtenrückgang – unterdessen mehr und mehr zu einem Alterspilz. In drei Jahrzehnten wird ein Drittel der Bevölkerung 60 Jahre und älter sein, werden die „jungen“ Senioren zwischen 60 und 70 Jahren dabei die stärkste Gruppe bilden.

Ein so massiver demographischer Wandel muß erst bewältigt werden. Zuerst vom „homo longaevus“ selbst, der individuell zu einem Umgang mit dieser Perspektive finden muß: etwa nach dem Ausscheiden aus dem Beruf oder dem Auszug der Kinder aus dem elterlichen Haus noch einmal weitere 30 Jahre seines Lebens sinnvoll gestalten zu müssen.

Ebenso sind *enorme Anpassungsleistungen* in Wirtschaft und Politik dringlich – dies gilt keineswegs nur für die Seniorenpolitik, sondern für alle Sparten und Bereiche. Das so bewährte soziale Sicherungssystem Deutschlands steht mit der Veränderung der Altersstruktur vor einem ganzen Berg von Problemen, zumindest die Alterssicherung verlangt nach grundlegender Revision: Kam in den 60er Jahren auf drei Beitragszahler noch ein Rentner und beträgt das Verhältnis heute schon zwei zu eins, so wird es sich bis zum Jahr 2010 mehr und mehr in Richtung eins zu eins bewegen.

Die Diskussion darf aber nicht auf der Ebene der Rentensicherung stehenbleiben. In einer Gesellschaft, in der künftig nicht mehr nur drei, sondern vier oder fünf Generationen

miteinander leben müssen, muß ihr Verhältnis zueinander neu bestimmt werden. So ergibt sich aus diesem Nebeneinander eine noch größere Vielfalt an Lebensformen und -stilen, was wiederum ein erheblich höheres Maß an Toleranz und Verständigungsbereitschaft als in früheren Zeiten verlangt. Zur Jahrtausendwende werden Menschen miteinander auskommen müssen, die in den 20er, in den 50er und in den 70er Jahren geboren sind, also in wirklich sehr unterschiedlichen Zeiten. Die Kommunikation zwischen den Generationen wird damit sicherlich spannungsreicher.

Ein Generationenkrieg muß deshalb aber noch nicht beschworen werden. Nüchterne Geister finden durchaus gute Argumente dafür, daß Chancen und Bedingungen für einen Generationendialog im Verhältnis zu den vermeintlich goldenen früheren Zeiten auch besser geworden sind: etwa mit dem vergleichsweise sehr viel höheren Bildungs- und Ausbildungsniveau vor allem bei den heutigen sogenannten „jungen Alten“, deren gestiegenem Selbstbewußtsein und der gewachsenen Bereitschaft zu Mitgliedschaft und -arbeit in Selbsthilfegruppen und Altenorganisationen.

Die Verständigung über Rollen und Aufgaben, über den gesellschaftlichen Stellenwert der Alten darf aber nicht nur ihnen selbst überlassen werden. Diskussions- und Klärungsbedarf auch zwischen den Generationen besteht in jedem Fall, in einer Gesellschaft zumal, in der traditionelle soziale Bindungskräfte und -formen am Schwinden sind. Daß in der Debatte über die „vielen Alten“ manche Argumentation entgleist, gelegentlich auch diskriminierende Untertöne zu hören sind, zeigt doch, wie verunsichert die Generationen in ihrem Miteinander sind.

Für diese Herausforderung bietet die mittlerweile geradezu boomende Gerontologie reichlich Hilfestellung an: Die Philosophen unter den Gerontologen betonen, Alter sei immer primär ein soziale Größe gewesen und nie nur etwa ein biologisches Datum, die Geschichte eine wechselvolle Abfolge von Geringachtung und Hochschätzung des Alters und der Alten. Die Empiriker unterdessen mahnen: Wenn das Alter schon lange nicht mehr einfach nur eine knappe Übergangsphase in den Tod ist, sondern vielmehr eine langgestreckte, über Jahrzehnte dauernde eigenständige Lebensphase, müsse vor allem differenziert werden, wenn von den Alten die Rede ist. Schon die landläufige Unterscheidung zwischen den „jungen Alten“ und den „Hochbetagten“ scheint angesichts der vielfachen Lebensrealitäten, geistig und körperlich so unterschiedlichen Dispositionen der heutigen Alten ein allzu grobes Schema.

Opfer einer jugendfixierten Kultur

Einen ganz konkreten Ansatzpunkt für die Neuverständigung über den Stellenwert und die Bedeutung der Alten in der Gesellschaft und zugleich plausibelste Begründung für deren Notwendigkeit bildet das, was Bundesarbeitsminister *Norbert Blüm* etwas zugespitzt den „Zynismus einer Altersverschrottung“ genannt hat. „Entberuflichung des Alters“

lautet der nüchterne Fachbegriff: der immer frühere Ausstieg aus dem Berufsleben. Männer gehen heute durchschnittlich mit 58,8 Jahren in Rente. Nur noch ein knappes Drittel der über 59jährigen arbeitet noch.

Dabei ist das Phänomen oder besser die Praxis der „Altersverschrottung“ sicherlich nicht nur ein Element gegenwärtiger Unternehmensphilosophien. Die ihnen eben zugrundeliegende Vorstellung einer umfassenden, generell vom Alter abhängigen Abnahme der Leistungsfähigkeit grassiert keineswegs nur unter Personalchefs, sie scheint viel eher Bestandteil einer jugendfixierten Kultur. Ihr gilt das, was jung ist, als das Erstrebenswerte, Anziehende und das Schöne, vor allem aber das Erfolgreiche. Wobei – dies nur am Rande – ein solcher Jugendwahn keineswegs mit der Wertschätzung der „real existierenden Jugend“ zu verwechseln ist.

Die Problematik der „Altersverschrottung“ hat ihre individuelle Dimension: Befragt nach dem Lebensgefühl, fühlen sich die wenigsten schon „alt“ mit ihren 55, 58 oder auch 65 Jahren. Dennoch bleibt der Berufsausstieg doch die markante Grenze zwischen den Lebensphasen – in einer Kultur, in der Lebenssinn und Lebensgestaltung immer noch stark auf die Erwerbstätigkeit fixiert sind. Ihre besondere Brisanz erhält die „Altersverschrottung“ dabei gerade dadurch, daß sie eng verwoben ist in weitere zur dringenden Klärung und Lösung anstehende gesellschaftliche Problembereiche, etwa einer neuen Bestimmung des Verhältnisses zwischen Erwerbs- und Nichterwerbsarbeit, der Reproduktionsarbeit und der Freizeittätigkeiten.

Die „Altersverschrottung“ hat aber auch ihre gesellschaftliche Dimension. Sie ist quasi das Pendant zu dem häufig – wohl kaum nur zu Unrecht – erhobenen Vorwurfs vor allem an die „jungen“ Alten, diese fühlten sich nicht mehr für die Gemeinschaft verantwortlich, suchten nur noch lebensgierig sich möglichst gemütlich ihren Lebensabend oder besser wohl Lebensnachmittag einzurichten. Es ist ja keineswegs so, daß alle, die mit 55 zur Ruhe gesetzt werden, sich mit Händen und Füßen gewehrt haben.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es wohl müßig zu diskutieren, was zuerst da war, Henne oder Ei, egozentrische Jungsenioren oder in den besten Jahren des Lebens aufs Altenteil Abgeschobene. Wer kaum mehr das Gefühl haben kann, wirklich gebraucht zu werden, wird sich über kurz oder lang auch nicht mehr zur Verfügung stellen. Diese Frage hat ohnehin noch eine tiefere Dimension. Darauf hat gerade *Ursula Lehr*, die Gerontologin und frühere Bundesministerin für Familien und Senioren, immer wieder hingewiesen. Es besteht eine empirisch nachzuweisende Wechselwirkung: Alte oder alternde Menschen erhalten sich in dem Maße ihre Kompetenz und ihre Leistungsfähigkeit, wie diese ihnen von ihrer Umwelt zugetraut, von ihnen erwartet werden. Leistet es sich aber eine Gesellschaft, ihre Mitglieder in so frühen Jahren aus der Verantwortung für ihre zentralen Lebensbereiche zu entlassen oder gar hinauszudrängen, begibt sie sich in jedem Fall eines enormen Potentials, der Kompetenz, die aus Lebens- und Berufserfahrung herrührt.

Vorschläge, dieses „Altenpotential“ fruchtbar zu machen, hat die Fachwelt zuhauf unterbreitet: Mehr Teilzeit-Regelungen für ältere Arbeitnehmer oder eine kompetenzorientierte Arbeitsplatzgestaltung. Aber auch bezüglich der sogenannten „Reproduktionsarbeit“ kann man nicht nur über eine Neuaufteilung zwischen den Geschlechtern nachdenken, sondern auch über die zwischen den Generationen. Vielleicht lassen sich die bewährten Oma-Opa-Modelle auch über das Ende der Mehrgenerationenhaushalte und enger Kleinfamilienbande retten, zum Nutzen aller Beteiligten. In wieviel gesellschaftlichen Bereichen wären nicht noch viel mehr Berater und Beraterinnen mit Lebens-, mit Familien- oder Berufserfahrungen ein Segen?

Am Ende entscheidet die Solidarität

Sicherlich enthält manch flammende Rede vom „Altenpotential“ auch einen problematischen Zungenschlag, wie er in der neuentbrannten Ehrenamtsdiskussion auch sonst zu hören ist: Alte als Notnagel für Dienste und Aufgaben, die sonst keiner machen will, die professionell aufgrund knapper Kassen nicht mehr zu erledigen sind. Hier geht es nicht darum, Rentner und Alte auf eine Lebensgestaltung nach der jeweiligen Interessenlage ihrer Mitgenerationen festlegen zu wollen oder den Gestaltungsraum für eine eigene Lebensphase nach einem Arbeitsleben, sei es im Beruf, sei es in der Familie, zu verzwecken, das Recht auf Ruhestand, auf Altwerden und Altsein zu beschneiden. Es geht darum, daß alternde Menschen wieder gebraucht werden, die Möglichkeit einer sinnstiftenden Lebensgestaltung eingeräumt bekommen – als unabdingbare Voraussetzung für ein neu zu knüpfendes Band der Solidarität zwischen den Generationen.

Auf diese Solidarität schlicht angewiesen sind vor allem die – ebenfalls zahlreicher werdenden – „alten“ Alten, die Hochbetagten, unter diesen besonders die pflegebedürftigen, kranken, hilflosen. Ihretwegen darf der an sich richtige und positive Verweis auf das enorme Altenpotential nicht zum zynischen Kriterium „noch brauchbar“, „nicht mehr brauchbar“ pervertiert werden. Sie stellen, anders als ihre noch jüngeren oder vitaleren Altersgenossen, vielleicht kaum mehr ein „Potential“ dar; ebensowenig gehören sie einer gut organisierten politischen Pressure-group an.

Aber gerade sie und alle, die sie in ihrer letzten Lebensphase begleiten, bedürfen der Solidarität der anderen Generationen. Diese ist im letzten auch nicht durch eine noch so perfekte individuelle Vorsorge und Versicherung zu ersetzen. Daß wir unsere Alten nicht wie manche früheren Gesellschaften aussetzen, zurück- oder diskret nur ihrem Schicksal überlassen, sie nicht „vom Wolfsrudel entfernen“, ist eine kulturelle und moralische Errungenschaft. Sie bedarf in Zeiten, in denen viel von der Altenlast und der Last des Alters gesprochen wird, einer besonderen Erinnerung und wenn nötig der entschiedenen Verteidigung. *Alexander Foitzik*